

Nina Blazon
Der Winter der schwarzen Rosen



DIE AUTORIN

Nina Blazon las schon als Jugendliche mit Begeisterung Fantasy-Literatur. Selbst zu schreiben begann sie während dem Studium. Ihr erster Jugendroman wurde mit dem Wolfgang-Hohlbein-Preis und dem Deutschen Phantastik Preis ausgezeichnet. Die erfolgreiche Kinder- und Jugendbuchautorin lebt in Stuttgart.

Von der Autorin ist außerdem bei cbt erschienen:

Der dunkle Kuss der Sterne (31036)

Zweilicht (30869)

Ascheherz (30823)

Faunblut (30847)

Silfur – Die Nacht der silbernen Augen (16366)

Lillesang – Das Geheimnis der dunklen Nixe (31071)

Laqua – Der Fluch der schwarzen Gondel (22462)


Nina Blazon



Der
Winter der
schwarzen
Rosen



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch November 2017

© 2015 cbt Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typologie

Umschlagmotive: © Shutterstock (Anastasiia Golovkova, anno, JJ-Whic, Gizele)

MI · Herstellung: LW

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31177-6

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de



TEIL I

HOLZ UND MARMOR



Feenlicht

Meine Schwester Tajann war schon immer ein Kind der Feen. Solange ich mich erinnern kann, sah ich jedes Mal, wenn ich nachts aufwachte, die geisterhaften Frauen an ihrem Bett sitzen. In diesem Land nennt man sie »Wilén«. Sie flüsterten miteinander und ließen dabei behutsam, um Tajann nicht zu wecken, eine ihrer Haarsträhnen durch die Finger gleiten. Tajanns dunkle Locken glänzten im fahlen Leuchten, das von den Feenfrauen ausging. Tajann lächelte im Schlaf, aber sie erwachte niemals. Wispernd unterhielten sich die Wilén darüber, dass meiner Schwester eine große Zukunft bevorstand. Reichtum und Macht auf jeden Fall! Dazu die Liebe eines Mannes mit Samthänden und ein Leben in Leichtigkeit, fernab der grauen frostkalten Morgen auf den Hirschweiden und noch weiter entfernt vom Fleischgeruch in der Werkstatt unseres Vaters, in der wir unsere Tage verbrachten. Nein, für Tajann hatten die Wilén andere Pläne: Sänger sollten Lieder über sie schreiben, Männer ruhelos von ihrer Schönheit träumen und Rosen in den Gärten mächtiger Lords und Ladys ihren Namen tragen.

Heute weiß ich, dass auch die weißen Frauen nicht die ganze Zukunft sehen können. Hätten sie sonst diese unvorsichtigen Wünsche ausgesprochen?

Schon als kleines Mädchen beobachtete ich nachts die Erscheinungen durch den Spalt meiner beinahe geschlossenen Lider und wünschte mir voller Neid, sie würden mich mit derselben Zärtlichkeit betrachten wie meine Schwester. Doch mich nahmen sie kaum wahr. Oder vielleicht ignorierten sie mich mit Absicht.

Meine Schwester hörte die geflüsterten Gespräche nicht und regte sich nie, wenn eine Wile nach der anderen aufstand, sich

über sie beugte und sie federleicht auf beide Augenlider küsste. Dann gingen sie lautlos davon. Noch heute staune ich über ihre Fähigkeit, durch die Wände zu gleiten wie durch Wasser, plaudernd und ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob ihnen Steine oder Bannworte den Weg versperren. Für meine heimliche Gabe sind sie unempfänglich. Ich konnte seit jeher so viele unsichtbare Grenzen weben, wie ich wollte: Was die Raubtiere zurückhielt und auch die Menschen mit verwirrtem Stirnrunzeln an der von mir bestimmten Linie innehalten und umkehren ließ – die Wilen ließen sich von meinem Schwellenzauber weder verwirren noch fesseln. Achtlos traten sie in meinem Vaterhaus über meine magischen Grenzen hinweg, als würden sie über meine Gabe spotten.

Wenige Augenblicke, nachdem die Frauen sie verlassen hatten, erwachte meine Schwester stets und lächelte mir zu – glücklich über einen Traum, den sie mir nie erzählen wollte. »Ach, *Mirabar*«, murmelte sie und streckte sich gähnend. »*Mirabar*, wir werden alt und grau und nichts passiert in dieser Einöde. Lass uns zusammen weglaufen! Noch heute!«

Ich lächelte nur, Tajann erwartete sowieso keine Antwort. Nicht von mir, der schweigsamen Schwester, die das Verborgene und die Kammern mehr liebte als die gestohlenen Tänze mit den Grenzsoldaten unter freiem Himmel und die heimlichen Küsse, für die meine Schwester so leicht entflammte.

Ich heiße nicht *Mirabar*. In der Sprache der Einheimischen bedeutet das Wort »Schwesterchen«. Wahrscheinlich war dieser Spitzname Tajanns Art, über mich zu spotten – über meine Neigung zu den Wildländern und ihrer Sprache, für die mein Vater nur Verachtung übrighat. Sie klingt so weich und doch so scharf, sie kann verletzen und streicheln – ganz anders als unsere nüchterne Muttersprache, die unserem Namen ein Siegel von Fremdheit aufdrückt: VanTorra.

Wir waren noch nicht geboren, als unsere Eltern im Ge-

folge der Lady von Caila in diese Gegend kamen, in das neue, fremde Land am Fuße der steilen Granitberge, das die Lady in einem blutigen Krieg erobert hatte und nun in Besitz nahm. Einfach war dieser Eroberungskrieg nicht gewesen. Die Schluchten hier sind schmal und tief und die Wälder dicht und undurchdringlich. Die Flechten und Ranken, die die ältesten Bäume einspinnen, raunen den Vorübergehenden Geschichten zu und die Flüsse und Seen haben Augen und oft genug auch Zähne. Mein Vater hasst dieses Land mit all seinen Geheimnissen, doch meine Mutter liebte es von dem Moment an, als sie, bereits mit uns schwanger, den Fuß auf den Boden ihrer neuen Heimat setzte. Die Wilen, deren Herzen den Glücklichen gehören, empfangen sie mit offenen Armen. Für sie war meine Mutter die Frau, die ihnen Tajann brachte. Von mir redeten sie nie.

Ich glaube sogar, die Feenfrauen haben unsere Eltern bei unserer Geburt in die Irre geführt. Tajann und ich wurden im Abstand von wenigen Augenblicken geboren. Die Hebamme schwor, ich sei die Ältere von uns, aber ich habe die Wilen in Verdacht, uns vertauscht zu haben, damals, als wir beide noch blaue Augen hatten wie alle Säuglinge. Es ist klar, warum sie es taten: Das Zweitgeborene ist das Kind der Freiheit. Es ist nicht dazu bestimmt, die Eltern mit spätestens siebzehn Jahren zu verlassen, den Namen der Familie in die Welt zu tragen und neue Welten zu erobern. Dieses Privileg gebührt nur dem Erstgeborenen. Niemals darf das Erste in das Haus der Kindheit zurückkehren, das wäre wider jedes Gesetz und die Natur. »Ein Fluss fließt nie zurück zur Quelle«, so sagt das Sprichwort. Das Schicksal der Ersten ist also vorbestimmt. Den Zweitlingen bleibt weniger Ehre, aber dafür die Wahl. Sie können bleiben oder gehen. Der Vater mustert eine Zweitgeborene nicht während des Essens mit berechnendem Blick, als würde er abschätzen, wann er sie freisprechen und ihr damit für immer die Tür

weisen muss. Die Jüngere muss also lediglich ausharren, bis sie frei ist zu tun, was immer sie will.

Und so – vielleicht nach dem Willen der Wilen – wurde ausgerechnet ich nach der stolzen weißen Blume der Mutigen und der Eroberer benannt: Liljann. Und meine Schwester, deren Haut zu leuchten scheint, die spöttisch und stolz ist, trägt seitdem den Namen der züchtigen und sanften Heiligen Tajann.

Unter den Soldaten, die ab und zu in der Nähe unseres Jagdhauses Quartier machten, gab es keinen, der sich nicht in Gedanken ausmalte, wie meine Schwester früh am Morgen aussah – mit roten Lippen und offenem Haar, die Locken noch zerzaust von der Nacht. Und seit unser siebzehnter Geburtstag näher rückte, gab es auch keinen Jungen im Walddorf, der mich nicht angestarrt hätte, wenn ich zum Brunnen ging. Sie betrachteten mein Gesicht, in dem nicht viel Verträumtes war, die Augen grün – nicht blau wie die meiner Mutter –, das Haar dagegen so hell wie das meines Vaters, glatt und dick, kaum dazu geeignet, die lockigen, juwelengeschmückten Frisuren daraus zu machen, die bei den Adelligen so beliebt waren. Nichts an mir verleitete zum Träumen. Aber das war nicht der Grund, weshalb die Männer mich so finster anstarrten. Nein, sie sahen in mir nur die Todgeweihte. Oft weinte ich nachts vor Angst, dass mein Vater mich am nächsten Morgen doch fortschicken würde. In unserem Heimatland wäre ich vielleicht ohne Angst fortgegangen, aber hier in der Wildnis war es etwas anderes. In die Stadt konnte ich nicht. Die Tradition sieht vor, dass das erste Kind mindestens zehn Tagesritte entfernt in sein neues Leben geht. In welche Himmelsrichtung das Erste aufbrechen wird, bestimmt es selbst: mit der Richtung des ersten Striches, das es mit seinem mit Kohle geschwärzten Finger auf einem Papier zieht, lange bevor es sprechen und verstehen kann.

In meinem Fall hieß das, mein Weg sollte mich ins Grauland führen, ein Niemandsland weit hinter dem Wilden Wald. Und

schon in den wagten sich nicht einmal die Soldaten. Die Einheimischen setzten keinen Fuß in das Grauland, weil dort das Totenwesen umging. Mila wagte nur, im Flüsterton von ihm zu sprechen. Sie nannte ihn den »Corent« und machte mit dem Zeigefinger sofort ein Bannzeichen über ihren Lippen, wenn sie diesen Namen ausgesprochen hatte. Es war ein Dämon, der Mensch und Tier verschlang, mit Haut und Seele, und nur den Schmerz zurückließ.

Aber noch hatte ich eine Galgenfrist. Mein Vater sprach mich auch in diesem Sommer nicht frei und ich war weiterhin das Schloss vor Tajanns Tür.

Die Gerüchte über die unglückliche Tajann waren wohl so laut geworden, dass sie bis in die Zitadelle hallten. Jedenfalls schickte die Lady in diesem Jahr überraschenderweise einen Kurier in unsere Einöde und wünschte ausdrücklich, die Zwillingstochter des Hirschjägers zu ihrem Fest einzuladen.

Auch an dem Tag, an dem meine Schwester und ich zur Stadt reiten sollten, erwachte Tajann bei Sonnenaufgang, nannte mich *Mirabar* und trat ans Fenster, um einen Blick auf die stählerne Zitadelle der Lady Jamala von Caila zu werfen. Hoch oben auf dem Berg wartete sie auf Gäste oder Feinde. Im orangefarbenen Morgenlicht sah das Bauwerk immer aus wie vergoldet.

Sooft ich an Tajann denke, sehe ich sie an diesem Frühsommermorgen an unserem Fenster stehen – mit diesem neuen, wachen Blick voller Sehnsucht und Hoffnung. Sie trägt ihr Nachthemd, hat zerzaustes Haar und schaut lächelnd in die Ferne.

Nur in meinen Albträumen sehe ich sie auch so, wie ich sie vor zehn Tagen verlassen habe: am Fenster einer anderen Festung stehend, die Hände zu Fäusten geballt. Sie trägt ein prächtiges blaues Kleid mit Silberstickereien und ist ganz und gar eine Herrscherin. Mit schmalen Augen blickt sie in ein nebelgefülltes Tal. Blutleer sind ihre zusammengepressten Lippen. Schnee weht durch ein zerbrochenes Fenstermosaik und fängt

sich wie fedriger Schmuck in ihrem Haar. Das gleißende Licht des Wintertages lässt die Rubine an ihrem Hals funkeln wie einen Kranz von Blutstropfen. Die Feen drücken sich an sie, jammern lauthals und flehen sie an zu fliehen.

Im Totenhaus

Meine Schwester Liljann sieht Gespenster. Zumindest glaube ich das. Oder vielleicht ist sie doch nur verrückt, wie unser Vater glaubt? Jedenfalls scheint sie ständig auf Worte zu lauschen, die nur sie in der Stille hört. Manchmal schreckt sie plötzlich zusammen, und wenn sie mit mir spricht, wandern ihre Blicke von links nach rechts, irren herum, als würden sie einem fremden Tanz folgen. Wenn ich mich umschaue, ist da nie jemand. Natürlich nicht. Zwillinge sollten sich nahe sein, aber Liljann ist mir fremd, so sehr ich sie auch liebe. Natürlich liebe ich sie! Alles andere wäre seltsam, oder nicht? Schließlich sind wir ja Schwestern! Aber manchmal frage ich mich trotzdem insgeheim, ob sie vielleicht ein Wechselbalg aus dem Wald ist. Warum sonst sollte sie so an diesem grässlichen, primitiven Volk hängen? Sie sieht den Frauen unserer Familie nicht besonders ähnlich. Sie hat wassergrüne, fast durchsichtige Augen wie eine Flussnixe. Und dann ihre Schüchternheit fremden Menschen gegenüber und die seltsame Art, sich in alles zu versenken, schweigend, mit unendlichem Ernst! Mache ich einen Scherz, runzelt sie die Stirn und denkt darüber nach. Nun, darin ähnelt sie zumindest unserem mürrischen, maulfaulen Vater. Nur unsere Gehilfin Mila lacht über meine Witze (wobei ich nicht glaube, dass sie wirklich viel versteht). Mila hat mausbraune, zum Nest gesteckte Haare und schwarze lichtlose Augen, wie so viele Wildländer. Sie versucht sich in unserer Heimatsprache mit mir zu verständigen, aber ihr Gestammel zerrt an meinen Nerven. Sie ist plump und schnauft

bei jeder Treppenstufe, und sie fürchtet sich wie alle Barbaren vor finsternen Mächten, die uns angeblich immer bedrohen. Mit Liljann redet sie in ihrer Eingeborensprache. Es ist beschämend, dass eine Tochter des Hauses VanTorra die Sprache der Besiegten lernt. Aber Liljann liebt dieses Volk und findet ihre Spukgeschichten interessant. Sie mag sogar die grässlichen Zeichnungen von Totenschädeln und Monstern an den Türschwellen, die Mila für Bannzeichen hält. Ich bin sicher, Liljann glaubt an die Gruselgeschichten. Oft ertappe ich sie dabei, wie sie verstohlen magische Fingerzeichen über den erlegten Hirschen macht. Und ich habe gesehen, wie sie ihren Haarkamm gegen die hässliche Holzfigur irgendeiner Hirschkreatur mit Menschenkörper eingetauscht hat. Einen wertvollen Kamm aus Silber, der aus unserer Heimat stammt!

Als wir fünf Jahre alt waren, wollte Liljann mir einmal weismachen, dass mich ständig weiße Geisterfrauen belauern, aber unser Vater trieb ihr den Unsinn sofort aus. »Reicht es nicht, dass wir hier unter Barbaren leben müssen?«, hatte er sie damals angeschrien. »Muss meine Tochter auch noch von Hexen herumfaseln? Du weißt, wo das endet, wenn die Lady davon hört!« Er hat Liljann verprügelt und gesagt, dass die Feuer der Scheiterhaufen viel heißer brennen als die Striemen auf ihrer Haut. Liljann lernt schnell. Nie wieder hat sie seitdem versucht, mir Angst einzujagen. Aber das Schlimme ist: In letzter Zeit zucke ich selbst schon zusammen, wenn ich allein bin. Seit einigen Monaten bilde ich mir ein, Geräusche zu hören und beim Aufwachen Lippen zu spüren, die meine Lider streifen. Aber nie ist jemand im Raum. Vielleicht werde ich schon verrückt vor Einsamkeit. Oder vor Angst, dass unser Vater Liljann niemals gehen lässt. Seit drei Jahren schon lässt er mich nicht mehr in die Stadt reiten. Sogar die Hirschfelle liefert er dort nur noch allein ab. Er bringt uns Geschenke und Bücher mit und die neuesten Gerüchte, aber es ist ein Leben aus zweiter Hand. Manchmal denke ich mir, er füttert

uns wie Hunde, die ohne ihn an der Kette verhungern würden. Unser Jagdhaus steht zwar in Sichtweite der Zitadelle, aber der Weg dorthin und in die weiße Stadt am Fuß des Berges ist einen Halbtagesritt entfernt. Wir sind hier im Ödland auf uns selbst gestellt wie Aussätze, im Grenzgebiet zum Wilden Wald, wo unser Vater und ich die schwarzen Hirsche für die Lady jagen. Ihre Felle machen unverwundbar und sind so kostbar, dass Liljann und ich pures Gold gerben. Aber leider ist Blut auch hier nur Blut und eine Schmeißfliege kein Schmetterling. Ich liebe die Jagd, sie ist Abwechslung und die Kunst unseres Standes, aber ich hasse es, die schwarzen Felle zu gerben, weil unser Vater keinen Einheimischen diese Kostbarkeit berühren lässt. Ich schäme mich, weil ich von der niederen Arbeit schwielige Hände habe wie eine Dienerin. Liljann macht es nichts aus. Sie arbeitet gern in der Werkstatt. Sogar jetzt, während wir die letzte Ladung Felle für den Transport verschnüren, ist sie so gut gelaunt, dass sie vor sich hin summt. Ich erkenne das schaurige Lied, das die alten Holzsucher-Frauen an der Waldquelle gern singen:

Frau Tod hat dünne Knochenbein'
Wohin sie geht, weiß Styx allein
Tralali Tralala
Wohin sie geht, weiß Styx allein.

Wohin sie kommt, ist Klag und Pein
Und niemand kann mehr fröhlich sein
Tralali Tralala
Und niemand kann mehr fröhlich sein

Du liebe Güte. Ich sitze mit zwei morbiden Langweilern und einer stammelnden, plappernden Wilden in diesem Totenhaus fest!

Meine Mutter war ganz anders als Liljann und mein Vater. Sie war schön, lebhaft und sie lachte gern. Als ich ein Kind war, er-

zählte sie mir davon, wie sie in unserer Heimat die Gesellschafterin der damals noch jungen Lady war und mit ihr die Nächte durchtanzte. Es heißt, unsere Lady trauerte sehr um unsere Mutter. Dieser Freundschaft ist es zu verdanken, dass unser Vater auch nach Mutters Tod in den Diensten der Lady bleiben durfte. In der Stadt wohnen darf er seitdem keine einzige Nacht mehr, aber sie gab ihm den Posten des Hirschjägers und dieses Jagdhaus. Ich kann die Lady verstehen. Niemand eignet sich weniger für das Leben am Hof als mein Vater. Er war nie, wie unsere Mutter, ein Meister der Netzwerke. Sie dagegen war bekannt für ihren scharfen Witz und Verstand. Die Söhne von Lords und Ladys schlugen sich auf Turnieren die Schädel ein, um ihr zu imponieren. Es ist schwer zu verstehen, warum sie sich ausgerechnet in unseren Vater verliebt hat. Sein verstaubter Adelstitel, der nur noch auf dem Papier existiert, kann es nicht gewesen sein. Ihn zu heiraten, war ihr freier Entschluss, sie war in ihrer Familie die Zweitgeborene. Ob sie diese Wahl manchmal bereut hat? Manchmal denke ich, sie ist gar nicht von dem Bär in diesem Wald getötet worden, als wir neun Jahre alt waren, sondern davongelaufen, weil sie hier an der Langeweile erstickte und zugrunde ging. Wie gut ich das verstehen könnte!

Ich schaue verstohlen zu Liljann. In der Zimmerecke fällt das Nachmittagslicht auf sie, während sie ein schwarzes Fell zusammenrollt. Ihre unglaublich langen Wimpern werfen Schatten auf ihre Wangen. Sie ist auf eine stille Art hübsch, viele Männer wären sicher froh, sie heiraten zu dürfen. Aber ich habe sie noch nie verliebt gesehen. Im Gegenteil. In ihrer Schüchternheit wird sie einfach unsichtbar und fürchtet sich lieber allein in unserer Kammer vor den Hirngespinsten, die Mila ihr in den Kopf setzt. Aber selbst wenn Liljann sich verlieben würde – ich traue Vater zu, dass er sie nicht einmal mit einem Mann davonziehen lassen würde. Denn ihm ist völlig klar, dass auch ich ihn dann noch am selben Tag verlassen würde. Der Blick, mit dem er mich verstoh-

len betrachtet, verrät ihn schon lange. Und seit meine Mädchenkleider mir nicht mehr passen, ruht dieser Blick oft viel zu lange auf mir. Umso mehr muss ich hier weg, koste es, was es wolle! *Heute Abend*, denke ich. *Die Lady hat mich gehört und wird mir helfen. Sie muss es!* Beim Gedanken, wie es wäre, endlich frei zu sein, beginnt mein Herz zu rasen.

»Woran denkst du?«

Liljanns Frage schreckt mich auf. »Warum fragst du?«

»Du hast gelächelt.«

»Ich denke an das Fest. Freust du dich schon?«

Natürlich verzieht sie den Mund nur zu einem halben, scheuen Lächeln. »Ich bin neugierig auf den alten Teil der Zitadelle. Vater sagt, dass die Rote Nacht immer in König Jars altem Festsaal gefeiert wird.«

Typisch. Fast hätte ich aufgestöhnt. »Wen interessieren die Ruinen – Hauptsache, es gibt Musik!«, rufe ich. »Und die Lady hat bestimmt auch wieder Gäste von außerhalb eingeladen. Vielleicht verliebt sich ja heute Abend ein schöner Fremder in dich?«

Ihre Nixenaugen werden schmal. »Dann musst du dir aber eine Maske aufsetzen«, erwidert sie kühl. »Sonst habe ich keine Chance.«

»Ich locke die Kerle an und werfe sie in deine Arme. Einen nach dem anderen. Und am Ende des Abends entscheidest du dich für den, der am besten tanzt und küsst und dein Herz zum Flattern und Schmelzen bringt. Und hoffentlich nicht nur dein Herz.«

Das wäre der Moment, um miteinander zu lachen, aber meine Schwester senkt nur den Blick wieder auf das Hirschfell, das sie gerade mit den roten Bändern verschnürt.

»Komm schon, *Mirahar*«, sage ich unwillig. »Das war ein Witz. Und du musst den Tänzer ja nicht sofort küssen, aber versprich mir wenigstens, dass du nicht nur in der Ecke sitzt und unsichtbar wirst.«

»Du hoffst wohl, dass mich ein Abenteurer findet, der ins Grauland will?«, sagt sie trocken. »Ich kann verstehen, dass du mich loswerden willst. Aber ich gehe nicht mit dem Erstbesten weg, nur damit du frei sein kannst.«

Das ist das Schlimme an Liljann. Man kann ihr nichts vormachen. Da ist sie ein härterer Brocken als unser Vater.

»Ich will doch nur, dass du glücklich bist«, erwidere ich. *Aber was würde dich glücklich machen?*, denke ich dabei. *Wirklich glücklich?* Ich weiß es nicht.

»Was würdest du tun, wenn du frei wärst?«, fragt sie plötzlich.

Als ob du das nicht wüsstest!, denke ich grimmig. Aber als sie lächelt und sich unsere Blicke kreuzen, sind wir uns für einen Moment doch so nah wie selten. Ich muss schlucken und senke die Stimme für den Fall, dass unser Vater in der Nähe ist und lauscht. »Sofort mein Pferd satteln und fortreiten«, flüstere ich. »In die Stadt! Mich in die Dienste der Lady stellen. Mir meinen eigenen Stand erobern, am Hof reich und mächtig werden. Vielleicht auch einen Mann finden, der mir gefällt. Jedenfalls würde ich nie, niemals wieder auf einer Holzpritsche schlafen oder ein Hirschfell gerben.«

Wieder schaut Liljann an mir vorbei, betrachtet irgendetwas neben mir. Und ich fröstle und sehe unwillkürlich über die Schulter. Aber da hängen nur unsere zwei neuen Kleider, die unser Vater wohl oder übel auf Befehl der Lady für uns besorgen musste. Ich habe auf azurblauem Samt bestanden – in derselben Farbe wie meine Augen. Natürlich hat mein Vater das weiteste und matronenhafteste Kleid gekauft, das er finden konnte. Es muss einer dicken, langweiligen alten Dame gehört haben. Aber ich habe nicht umsonst gelernt, mit Ledernadeln und Garn umzugehen. Ich habe die Ärmel und den hochgeschlossenen Kragen abgetrennt und die Schultern nach unten gerafft, das Kleid enger genäht und den Rock auf meine Figur zugeschnitten. Wenn ich tanze, wird man jede Bewegung meiner Beine sehen.

Als Zeichen eines besonderen Privilegs, das die Lady ihren Hirschjägern gewährt, ist der Ausschnitt gesäumt mit einem schmalen Streifen des kostbaren schwarzen Hirschfells. Auch Liljanns glockenförmiges Seidenkleid hat diesen Pelzbesatz. Er hebt sich sehr dunkel gegen das helle Lindgrün des Stoffes ab. Ich habe das Fell selbst angenäht und den Ausschnitt dabei ein Stück aufgetrennt und so gerafft, dass man mehr von Liljanns hübschen, sehr runden Brüsten sieht. Mal sehen, ob sie protestieren wird, wenn wir uns nachher umziehen.

Im Moment allerdings bewegen sich die leeren Kleider im Windzug des offenen Fensters und sehen so aus, als würden zwei Gespenstermädchen vor dem Schrank stehen, sich zu einer unhörbaren Melodie leicht wiegen und mich dabei lauernd beobachten.

Liljann lächelt in sich hinein, als hinter mir plötzlich ein Gerbeisen vom Tisch fällt. »Oh, ich habe es wohl zu nah am Rand liegen lassen«, murmelt sie und beugt sich wieder über die Felle.



Ich wünschte damals, Tajann hätte die Wilen sehen können. Sie waren außer sich vor Aufregung, sie zupften an unseren aufgehängten Kleidern, hüpfen herum und drehten sich im Zimmer, als hätte das Fest schon begonnen. Eine fegte in ihrem Übermut das Gerbeisen vom Tisch und die ganze Bande flüchtete lachend und übermütig aus dem Fenster und ließ uns in der Werkstatt zurück. Tajann schaute sicher zum hundertsten Mal an diesem Morgen hinaus zur Zitadelle. Der Berg in der Ferne sah aus, als wäre es über Nacht Herbst geworden, aber es waren nur die roten Bänder und Wimpel, die bereits in den Baumkronen flatterten. Am Abend würden die Stadt und der ganze Bergwald von Lampions erleuchtet sein. Bisher hatten wir dieses Fest jedes Jahr nur aus der Ferne betrachten können, und nicht nur

Tajann zählte die Stunden, bis wir endlich das eiserne Tor zur Zitadelle passieren durften. Ja, auch ich freute mich – den berühmten Saal des Hirschkönigs zu sehen.

Es gibt viele Märchen und Geschichten über den letzten König der Burg. Als ich nach dem Tod unserer Mutter keinen Abend mehr einschlafen konnte, erzählte Mila mir von ihm. Sein Wappen zeigte einen weißen Hirsch, der den Vollmond im Geweih über den Himmel trägt. Und so hell wie dessen Fell war auch das lange Haar des Hirschkönigs. Es war schon in seiner Jugend weiß geworden. Ein Geschenk der Geister, wie Mila sagte. Angeblich war König Jar nämlich in beiden Welten zu Hause – in der der Menschen und der magischen Welt der Wälder. In seiner Hirschgestalt jagte er in den Nächten durch die lichtlosen Schluchten seines Landes und besuchte die Untertanen, die keine Menschenworte sprachen. Seine Feinde nannten ihn deshalb verächtlich Menschtier, aber die Wildländer verehren ihn immer noch heimlich als den Mann, der den Mond und die Nacht beherrscht. Viele glauben, unsere Lady hätte ihn gar nicht getötet, er hätte sich in einen weißen Adler verwandelt und sich von den Zinnen seiner Burg in den Wind gestürzt. Seitdem herrscht er nur noch über den Teil seines Volkes, der Schuppen, Fell und Federn hat, und wartet darauf, sich seinen Thron zurückzuholen. *Wenn du ihn bei Vollmond darum bittest, spricht er im Schlaf auch zu dir*, so hatte Mila mir damals erzählt. *Stell ihm eine Frage und im Traum wirst du die Antwort hören*. Damals beschäftigten mich nur zwei Fragen: Wohin die Toten wandern und ob ich meine arme Mutter jemals wiedersehen werde. Der Hirschkönig gab mir keine Antworten darauf. Das Einzige, was ich in den Träumen sah, war immer wieder und wieder der Morgen in unserem damaligen Stadthaus. Die Stunde, in der unsere Mutter allein zu einem Ausritt aufgebrochen war und sich noch einmal lachend nach mir umgesehen hatte. Doch in den Träumen ritt sie nicht auf ihrer Falbstute, sondern auf dem

Rücken eines weißen Hirsches und ihre Stirn leuchtete wie der Mond. Auch Mila konnte mir nicht sagen, was diese Antwort bedeutete. Sie vermutete, dass es ein gutes Zeichen war und dass meine Mutter ihren Frieden gefunden hatte und nicht als schreiendes, in blutige Fetzen gehülltes Gespenst durch die Wälder spuken musste.

Aber natürlich waren zumindest das nur Geschichten.

Der Hirschkönig war nämlich kein magisches Menschtier gewesen, er war sehr sterblich. Als Clanführer hatte er seinen Titel von seinen Vorfahren geerbt und herrschte mehr als dreißig Jahre. Er war ein guter Stratege und Kämpfer, aber nicht stark genug, um dem Eroberungsfeldzug unserer Lady etwas entgegenzusetzen. Sein Land hatte das Glück und das Pech, reich an Erzen und Diamanten zu sein. Und Lady Jamala von Caila ist eine Erstgeborene. Mit sechzehn Jahren wurde sie freigesprochen und sammelte eine Armee von Erstgeborenen, Vertrauten, Söldnern und Abenteurern um sich. Sie versprach ihnen reiche Beute, schickte Späher in die Himmelsrichtung, die sie als Kind vorgezeichnet hatte, und entschied sich, noch weiter zu gehen, als die Tradition es befahl. Sie plante den Vorstoß über die Bergkette, die bis dahin als unüberwindliche Grenze zum Barbarenland gegolten hatte. Die Waffen des Hirschkönigs waren veraltet, archaisch. Schwerter hielten den Gewehrkegeln nicht stand und Pfeile nicht den Feuerwerfern, die sich durch den Bergwald fraßen und die weißen Mauern seiner Burg schwärzten.

In unserem Heimatland nannte man die Lady von Caila nur die Wölfin, gut zu den Ihren, gnadenlos zu den Feinden. Man sagt, noch in der Nacht der Eroberung der weißen Burg habe sie zur Feier ihres Sieges ein Fest feiern lassen und ihren Offizieren Krüge voller Diamanten aus den Schatzkammern geschenkt. Und mit eigener Hand habe sie König Jar den Dolch in den Hals gestoßen und seine Stimmbänder durchtrennt. Das Fest fand ihm zu Ehren statt, der an den Thron gefesselt war und

stumm mit ansehen musste, wie jeder seiner Gefolgsleute, der sich weigerte, seiner neuen Herrin die Treue zu schwören und zu tanzen, im geschmückten Festsaal erdolcht wurde. Blutige Tanzspuren färbten den weißen Marmor und gaben dem Fest, das wir heute feiern würden, seinen Namen: die Rote Nacht. Bei der Erstürmung der Burg hatte die Lady ihr rechtes Auge verloren, aber sie tanzte dennoch, einen versilberten Schleier über die Wunde gebunden. Schlag zwölf Uhr endete das Fest, die Musik hörte auf zu spielen und unsere Lady trat zum König, zückte ihren Dolch und tötete den Besiegten mit eigener Hand. Dann ließ sie sich einen Kristallbecher geben, schöpfte das Blut des Sterbenden und trank vor aller Augen einen Schluck davon, bevor sie das Glas auf dem Boden zerschmetterte – genau in dem Moment, in dem der König seinen letzten Atemzug tat. Ja, Lady Jamala von Caila hatte schon immer einen Sinn für große Gesten. Mila und die anderen Wildländer sind davon überzeugt, dass ihr Elfenbeinharnisch in Wirklichkeit aus den Knochen der Besiegten gemacht wurde und ihr Kronendiadem aus deren Zähnen.

Ich traue es ihr durchaus zu, sich mit ihren Feinden zu schmücken.

Für die Ureinwohner ist die Rote Nacht jedes Jahr ein Grund zur heimlichen Trauer. Obwohl es streng verboten ist, erblühen dort, wo sie heimlich die Körper ihrer Helden bestattet haben, wie von Zauberhand Blumen, und aus dem Wald erklingen Gesänge ohne Worte. Auch Mila hatte sich unter einem Vorwand geweigert, unsere roten Haarbänder auch nur anzufassen, und hatte sich schon am Mittag davongestohlen. Ich vermutete, sie würde irgendwo mit ihren Leuten ein anderes Fest feiern – eines, das sie den Kopf kosten könnte, falls ein Späher der Lady sie ertappen würde.

»Gut, dass sie weg ist«, sagte Tajann nur. »Dann vermiest sie uns den Festtag nicht mit ihrer tragischen Miene.«

Alle Felle waren inzwischen zusammengebunden und warteten darauf, auf das Packpferd geladen zu werden. Tajann hatte die Tür zu unserer Schlafkammer verriegelt und auch die Fensterläden geschlossen. Obwohl es draußen erst Mittag war, zogen wir bei Kerzenlicht die Arbeitshosen und Lederhemden aus, holten Mutters Spiegel aus dem Schrank und stellten ihn auf. Er stammte noch aus unserer Heimat und wirkte mit seinen versilberten Blumenornamenten in dem schlichten Jagdhaus seltsam fehl am Platz. Ungeduldig zog mir meine Schwester nun die Bürste durch das Haar. Wieder einmal versuchte sie es zu einer kunstvollen Frisur hochzustecken, aber bald gab sie es auf und flocht mir nur ein paar rote Bänder und Sternblumen ins Haar.

»Oh je, es ist hoffnungslos mit dir«, sagte sie und seufzte. »Egal, was ich mache, du siehst immer aus wie eines der Wildmädchen.«

Aber sie lächelte und strich mir zärtlich eine Strähne hinter das Ohr. Es war schön, ihre Hände auf meiner Haut zu spüren. Und wie so oft dachte ich auch heute, wie sehr ich ihre Nähe vermissen würde, wenn ich fortgehen müsste. »Hinstellen!«, befahl sie. »Ich helfe dir mit dem Kleid. Atme tief aus, wenn ich es zuschnüre.« Es sollte mir eine Lehre sein, meiner Schwester das Nähen zu überlassen! Das Mieder schnürte mich ein, als wäre ich im Würgegriff einer seidenen Schlange. Und Tajann zurrte es gnadenlos noch fester um meine Taille. »Na also!«, sagte sie zu meinem Spiegelbild. »Ich wusste doch, dass sich irgendwo hinter dem Dornengestrüpp eine Rose verbirgt.«

»In dem Kleid kann ich unmöglich reiten«, ächzte ich. »Und ich bin halbnackt. Wenn ich zu tief einatme, stehe ich oben ohne da!«

»Dann halt die Luft an, bis wir da sind«, erwiderte Tajann unbarmherzig. »Und der Ausschnitt ist überhaupt nicht zu tief. Du läufst ansonsten nur viel zu zugeknöpft herum. Jetzt hilf mir!«

Ihr Kleid ließ sogar die Schultern frei. Tajann lachte und drehte sich so schnell, dass der Rock um ihre Beine hochwirbelte. Neben dem Samtblau wirkte ihre Haut kühl und noch weißer als sonst, Schnee im Mondlicht. Ihre Lippen waren so rot wie der Schleier, den sie sich als Zeichen der Roten Nacht ins Haar gesteckt hatte. Er flirtete bei ihrer Drehung vor ihrem lachenden Mund. Sie legte mir den Arm um die Taille und zog mich an sich. »Wie heißt du, Schöne aus dem grünen Fluss?«, raunte sie im samtig-tiefen Tonfall eines Verführers. Es war selten, dass meine Schwester so fröhlich war, und heute konnte ich nicht widerstehen. Ich lachte und tanzte mit ihr im Zimmer, während die Wilen sie stolz betrachteten. Mein Seidenrock streifte den Spiegel, verfang sich an einer Silberlilie und brachte mich zum Stolpern und den Spiegel zum Kippen. Er polterte gegen den Türrahmen, bevor ich ihn abfangen konnte. Und fast im selben Moment hämmerte schon die Faust unseres Vaters an die Tür.

»Was treibt ihr da drin?«, herrschte er uns an. »Und wie oft soll ich euch noch verbieten, euch einzuschließen?«

»Wir kommen gleich!«, rief ich. Ich tat so, als würde ich mir einen Faden vom Rock zupfen und ihn mit einer wirbelnden Bewegung von den Fingern streifen, damit er an der Türschwelle zu Boden fiel. Tajann spürte nicht, wie der feine Zauber sich wieder einmal als unsichtbares Band zwischen uns und Vater auf den Boden legte. Doch draußen vor der Tür verharrete unser Vater, als hätte er vergessen, dass er noch einmal klopfen wollte, dann hörten wir ihn wortlos davonschlurfen.

Aber es war zu spät. Der schöne Moment war verfliegen. Ernst betrachteten wir nun die zwei Fremden auf der anderen Seite des Spiegels. Das heißt, fremd war nur das blonde Mädchen mit den Blumen im Haar und den umschatteten Augen. Die Tajann im Spiegel kannte ich nur zu gut. Heute war ihre Schönheit nur noch schneidender und klarer. Sogar die Wilen

waren sprachlos. Im Spiegel waren ihre durchsichtigen Gestalten unsichtbar, aber als ich mich meiner Schwester zuwandte, sah ich sie von ihnen umringt. Eine zarte Nebelstreifhand befreite eine störrische Locke, die sich in Tajanns Schleier verfangen hatte. Meine Schwester zog mich plötzlich wieder an sich, ungestüm, zu fest, sie umarmte mich und küsste mich auf die Wange. »Versprich mir eines, *Mirahar*«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Wenn Vater dich freispricht, geh nicht so weit weg, dass wir uns nicht eines Tages wiedersehen könnten.«

Auch das war meine Schwester: Ich bin sicher, sie hasste mich für meine Feigheit und Angst, und sie betete an jedem einzelnen Tag darum, dass ich endlich aus ihrem Leben verschwand. Aber in manchen, kostbaren Augenblicken liebte sie mich auch so sehr, dass sie mich nicht loslassen wollte.

Rote Nacht

Unser Vater nahm nicht den Weg durch das Tal und die geschmückte Stadt, sondern den Hochweg, der gefährlich nah am Rand der Schluchten direkt zum Fuß der Zitadelle führte. Als wir endlich den letzten Steilweg hinter uns gebracht hatten, war ich froh, vom Pferderücken rutschen und mich in dem engen Mieder wenigstens etwas strecken und durchatmen zu können. Die Sonne versank schon in roten Schleiern und verwandelte die Metallbrücke über der schmalen Schlucht in einen gleißenden Bogen. Unzählige Echos von Hufschlägen hallten von den Bergwänden wider. Alle Reiter mussten auf dem Felsplateau absteigen und einer nach dem anderen zu Fuß über die Eisenbrücke zum Eingang der Zitadelle balancieren. »Ihr sprecht auf der anderen Seite mit niemandem und rührt euch nicht, bis ich euch hole«, befahl unser Vater und sprang vom Pferd. »Los, bewegt euch. Und bildet euch nur nicht ein, dass

ihr heute tun und lassen könnt, was ihr wollt.« Ein paar Gäste, die mit uns angekommen waren, runzelten die Stirnen. Der ungehobelte, harsche Tonfall passte zu dem Jäger, aber nicht zu dem Edelmann, in den unser Vater sich heute verwandelt hatte. Ich fand es immer noch seltsam, ihn rasiert und mit geschnittenem Haar zu sehen. Und er roch nicht wie sonst nach Hirschtalg und Schweiß, sondern nach einem Zedernparfüm.

»Worauf wartet ihr?«, knurrte er. Ich wusste, was er wirklich dachte: *Bringen wir es hinter uns und kehren so schnell wie möglich nach Hause zurück.*

Diener führten unsere Pferde über den Steilpfad zurück zu einem Unterstand unter freiem Himmel. Soldaten warteten an der Brücke, um die ängstlichsten Gäste auf die andere Seite zu begleiten, aber ich winkte ab. Ich wollte nicht, dass irgendein Fremder mich berührte, die vielen Menschen machten mich jetzt schon nervös. Es tat gut zu laufen, unter mir nur der Steg aus Metall und hundert Meter Luft. Der Abendwind zerrte an meinen Haarbändern und dem Jagdmantel, der mein Kleid bisher verborgen hatte. Nun flatterte mein grüner Rock wie ein Seidenbanner über dem Abgrund. Die Wächter, die mich auf der anderen Seite erwarteten, taten so, als würden sie höflich wegschauen. Aber mir entging nicht, wie sie verstohlen meine Beine betrachteten. Dann fiel ihr Blick auf meine Schwester, die nun hinter mir die Brücke passierte. Sie war ebenso schwindelfrei und trittsicher wie ich, aber natürlich ließ sie sich trotzdem von einem jungen Soldaten tragen, der kaum verbergen konnte, wie sehr er sich mit ihr in seinen Armen auf seine Schritte konzentrieren musste.

Von außen betrachtet war die Burg der Herrscherin ein Monolith, der aus der Bruchkante des Berges wuchs wie ein einzelner scharfer Zahn. Aber als wir noch in der Stadt wohnten, hatte unsere Mutter mir erzählt, dass das Metall nur eine Hülle war, um eine ganze Festungsanlage dahinter zu verbergen. Die

Lady legte Wert darauf, eine Gegnerin zu sein, die man nicht mit dem Fernglas einschätzen und studieren konnte. Und als ich mich durch das schmale Stahltor schob, das wie ein Nadelöhr war und nur höchstens zwei Menschen oder einem dünnen Pferd Platz bot, stockte mir der Atem. Hinter dem Stahl erhob sich eine Wehrstadt. Es gab Aussichtstürme mit Gängen zur Stahlmauer, die schlichte Residenz der Lady und ebenso schlichte Kasernen. Direkt daneben fanden sich aber auch Wohngebäude mit prächtigen Balustraden und Bogengängen. Außerdem entdeckte ich offene Stallungen, Brunnen und polierte Marmorstufen unter freiem Himmel, breit und flach genug, damit auch Pferde darauf laufen konnten. Alles strömte bereits bergauf, ein Meer von roten Schleiern wogte auf den Stufen. Einige der Gäste waren ganz in Rot gekleidet. Ich sah Masken aus gefärbten Federn und blutrote Seidenmieder. Banner und Lampions überspannten an Leinen gebunden die Plätze und bewegten sich im Wind. Und darüber, ein Stück hangaufwärts – stand das weiße Schloss!

Tajann kam zu mir, aufgeregt und außer Atem.

»Sieh dir das an!«, rief sie. »Die Lady muss ja wirklich ein Faible für die Kunst der Wilden haben. Schade, dass wir in dieser hässlichen Ruine feiern müssen.«

Ich konnte nicht antworten, so sehr zog mich die Schönheit von König Jars altem Schloss in seinen Bann. Früher hatte es allein den ganzen Berg beherrscht, aber nun war es ein Gefangener der Residenz unserer Lady. Milas Märchen erzählten die Wahrheit. Es war tatsächlich ein Marmorpalast, umso trauriger fand ich es, dass er nur noch als Kriegstrophäe und Museum eines untergegangenen Volkes diente. Die Mauern waren durchlöchert von Kugeln und Explosionen. Glas und Stahl waren die Narben, die die Verwüstungen bedeckten und dem Ganzen eine Anmutung eines Mosaiks gaben. Weiße Frauenfiguren aus Marmor stützten die Fenster und Erker, die meisten von ihnen waren

zerstört, aber einige wenige hatten sogar noch ihre dunklen Augen aus geschliffenem Onyx. Hinter allen Fenstern und verglasten Scharten flackerte Festbeleuchtung. Schatten huschten hin und her, Diener, die bereits die Kerzen entzündeten.

Tajann packte mich am Handgelenk. »Komm mit.«

»Wo willst du hin?«

»Mich umschauen! Da hinten soll irgendwo das Patrizierhaus für Gäste sein.«

»Wir sollen doch auf Vater warten.«

»Hast du es so eilig, den alten Griesgram wiederzusehen? Los, sei einmal im Leben nicht so schüchtern! Halte das Kinn hoch und tu so, als würdest du hierhergehören und hättest ein Ziel.«

Bei diesen Worten zog sie mich bereits nach rechts. Na ja, ziehen musste sie mich nicht, ich folgte ihr, denn ehrlich gesagt war ich genauso neugierig. Und außerdem konnte ich dem Gefühl nicht widerstehen, dass wir in diesem Moment einfach zwei Schwestern waren, die sich verstanden und zusammen lachten – ohne all das, was uns sonst trennte. Die Wägen huschten über den polierten Boden voraus zu den Gebäuden, die für Gäste oder Edelleute bestimmt waren. Hufgeklapper echote zwischen Gebäuden. Mein Herz schlug bis zum Hals, sobald uns jemand begegnete, aber es hielt uns tatsächlich niemand auf. Wir stahlen uns durch einen schmalen Durchgang zwischen zwei Häusern – und entdeckten in einem Innenhof eine Gruppe von teuer gekleideten Gästen. Diener zogen Körbe und Gepäck an Seilwinden zu Fenstern und Balkonen hoch.

»Fremdländer!«, hauchte Tajann. »Sie müssen aus der Küstengegend stammen. Siehst du die Perlen? Es sind also tatsächlich Gäste aus dem Norden, wie der Soldat an der Brücke vorhin gesagt hat.«

Ich musste lächeln. Es sah Tajann ähnlich, dass sie sogar einen Mann, der sie gerade in seinen Armen über einen Abgrund trug, sofort zum Reden brachte. Ich dagegen hatte in den vergange-

nen Wochen im Dorf am Wald nur Gerüchte über einen schwellenden Konflikt gehört, der nur auf einen Luftstoß wartete, um zum Krieg um die Rechte am Nordhafen zu werden.

»Dann will die Lady bestimmt ein Friedensabkommen schließen«, flüsterte ich Tajann zu.

Meine Schwester nickte mit glänzenden Augen. »Oder zumindest um die Nutzungsrechte des Hafens verhandeln«, gab sie ebenso leise zurück.

Es war eine große Delegation – mehr als zwanzig Gäste, die nun in das Patrizierhaus gingen. Die Männer hatten langes Haar, in das Muschelschalen und Metalldornen eingeflochten waren. Silberfuchsfell schmückte weißes Leder. Die Frauen trugen dieselbe Kriegertracht und Hosen wie die Männer. Nur eine junge Frau in ihrer Mitte trug ein weißes Kleid, dessen fedriger Saum leicht über den Boden strich. Sie war keine Schönheit, aber ich musste sie einfach anstarren. Ihr Haar war so blass, dass es nicht blond wirkte, sondern so, als hätte es einfach seine Farbe verloren. Auch ihre Haut war hell, aber ohne Strahlen. Sogar das viele Silber und die Perlen, mit denen sie geschmückt war, wirkten an ihr matt. Sie erinnerte eher an eine Wile als an eine Frau aus Fleisch und Blut. Sie war die Einzige, die an der Schwelle zögerte und noch einmal zurückblickte, bevor sie hinter einer schweren Flügeltür verschwand. Für einen Moment fanden sich unsere Blicke und ich zuckte zusammen. Nicht, weil ich mich ertappt fühlte. Sondern, weil ich noch nie ein traurigeres Mädchen gesehen hatte.

Hörner riefen die Gäste zum weißen Schloss. »Sie werden gleich die Tore schließen«, flüsterte ich Tajann zu. »Wir müssen zurück!«

Wir wollten beide losrennen, aber als wir durch den Ausgang schlüpfen, streifte Fell meine Wange, eine Pferdeschulter rammte mich und warf mich zur Seite. Ich wäre gestürzt, wenn Tajann mich nicht abgefangen hätte.

»He!«, rief sie über meinen Kopf hinweg. »Kannst du nicht aufpassen?«

»Könnt ihr nicht aufpassen?«, kam die unwillige Antwort. »Ihr habt hier nichts verloren.«

Hufgetrappel auf Marmor hallte mir in den Ohren. Wir waren in eine Soldatentruppe geraten, vielleicht die Eskorte, die die Gäste zur Burg gebracht hatte. Die Kerle zügelten ihre Pferde und musterten uns. Die meisten betrachteten Tajann, aber ein junger Soldat mit honigfarbenem Haar schaute nur mich an. Er war bärenhaft groß und kräftig. Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, es war halb hinter einem hochgestellten Soldatenkragen verborgen, aber als ich verlegen meinen Mantel zu rechtzog, erkannte ich an seinen Augen, dass er lächelte.

»Ihr steht den Reitern im Weg«, herrschte uns der Kerl an, der mich fast zu Fall gebracht hätte. Er ragte weit über uns auf, sein Pferd war schwanenweiß und riesig, mit einem blauen und einem dunklen Auge und einem rosagrau gefleckten Maul. Und der Kerl selbst war kaum älter als wir. Ein Soldat im schlichten grauen Mantel der niederen Garde. Er hatte blondes Haar, das ihm schräg in die Stirn fiel, und ein ernstes, schmales Gesicht. Außerdem vor Zorn blitzende blaue Augen und einen arroganten Mund, wie ich fand. Zu breit, zu geschwungen, und als er nun meine Schwester spöttisch musterte, enthüllte sein Wolfs-lächeln einen zu spitzen Eckzahn.

»Unterwegs zu deinem Geliebten, Wildmädchen?«, fragte er mit einem Blick auf Tajanns einfachen Jagdmantel. »Wer ist der Glückliche, einer von uns?«

Ich schloss meine Hand fester um Tajanns Handgelenk, aber natürlich ließ sie sich nicht bremsen. »Sehe ich aus, als hätte ich es nötig, einen Soldaten zu küssen?«, gab sie ebenso arrogant zurück. »Das würde einem wie dir wohl gefallen.«

Seine Augen wurden schmal. »Wer bist du?«

»Wer bist *du*, dass ich mich dir vorstellen müsste?«

»Hör auf«, flüsterte ich ihr zu. Im Gegensatz zu ihr hatte ich bemerkt, dass seine Stiefel Beschläge aus Silber am Absatz hatten. Und darin eingeprägt das Flammenzeichen der Lady. Er war also möglicherweise einer ihrer direkten Gefolgsleute, vielleicht sogar einer ihrer Augenmänner. Ich hatte gehört, sie kleideten sich gern wie einfache Soldaten.

»Aus dem Weg«, sagte er gefährlich ruhig, aber mit einer schneidenden Arroganz, die mich zurückweichen ließ. Tajann dagegen hob nur ihr Kinn. Ihre Augen funkelten.

»Mach du doch Platz«, erwiderte sie im selben Tonfall. »Wir sind Gäste der Lady. Sie erwartet uns bereits.«

»Sie wird sehr lange warten, wenn ihr nicht sofort zur Seite geht«, erwiderte er drohend.

»Dann lassen wir doch dein Pferd entscheiden«, gab Tajann zurück. »Ich wette, es ist höflicher als du.«

Tajann war schon als Kind eine Reiterin gewesen, ein Zentaurenmädchen. Sie war die beste Jägerin weit und breit, und sie wusste genau, wo jedes Tier die empfindliche, verletzliche Stelle hatte. Bevor ich sie daran hindern konnte, hatte sie schon ihren Fächer aus dem Gürtel gezogen und drückte ihn blitzschnell gegen einen Punkt am Vorderbein des Schimmels. Der Gaul quiekte, machte einen Riesensatz zur Seite und stieg auf die Hinterbeine. So schnell, dass der Reiter den Bügel verlor und um ein Haar aus dem Sattel gerutscht wäre. Spätestens jetzt hätte ich gewusst, dass er kein gewöhnlicher Soldat war, denn keiner seiner Kameraden wagte zu lachen. Nur in den Augen des Braunhaarigen sah ich ein amüsiertes Blitzen, das jedoch sofort der Sorge Platz machte. Offenbar galt sie uns, denn er hob die Brauen und bedeutete mir mit einem warnenden Kopfschütteln: *Besser ihr geht*. Aber ich hatte längst verstanden.

»Es reicht!«, zischte ich Tajann zu. Sie wehrte sich nicht, als ich sie grob davonzerrte. Aber sie lachte noch, als wir längst schon bei den anderen Gästen standen.

»Spinnst du?«, flüsterte ich. »Du kannst doch am Hof der Lady nicht mit den Soldaten reden, als wären es irgendwelche Kerle von der Grenzpatrouille! Hast du nicht bemerkt, dass die anderen ihm gehorchen? Was, wenn er zu den Spähern gehört?«

»Und wenn schon!«, erwiderte Tajann leichthin. »Dann hat der arrogante Kerl jetzt wenigstens eine Lektion über sein Pferd gelernt.« Manchmal wusste ich wirklich nicht, ob ich mit Tajann lachen oder sie schlagen sollte. »Keine Angst, Duckmäuschen«, sagte sie nun. »Wenn er einer der Augenmänner ist, umso besser. Der wird den Teufel tun und vor der Lady zugeben, dass ein Mädchen ihn mit einem Fächer fast vom Pferd befördert hätte.«



Liljann ist natürlich immer noch nervös, als wir am Eingang der alten Burg darauf warten, dass die Gäste vor uns die Mäntel ablegen und auf Waffen durchsucht werden. Sie schaut sich immer wieder verstohlen um und hält Ausschau nach dem blonden Soldaten, vor dem sie sich fürchtet. Sie bemerkt nicht, dass ich ihn ebenfalls suche. Ich bin aufgeregt und seltsam gereizt, als würden unsere zornigen Worte noch zwischen uns schwingen, als wären wir noch nicht miteinander fertig. Und dann, als Liljann vor mir in die Burg geht und ich mich an der Schwelle ein letztes Mal umwende, finde ich ihn tatsächlich! Er springt am Fuß der Marmortreppen vom Pferd und schaut zu uns hoch. Mein Herz macht einen Satz, als ich begreife, dass er uns tatsächlich hinterhergeritten ist und nach mir sucht. Wenn er wirklich zu den Augen der Lady gehört, sollte ich jetzt Angst um mein Leben haben, aber seltsamerweise fürchte ich mich nicht so sehr, wie ich müsste. Unsere Blicke finden sich, als hätten wir einander gerufen. Seine blauen Augen funkeln immer noch vor Wut. Ich sollte diese Wut

nicht noch mehr anfachen, aber gegen alle Vernunft hoffe ich sogar, er sieht mein kühles Lächeln, zumindest kann er den Blick nicht abwenden, als ich meinen Jagdmantel betont langsam von den Schultern gleiten lasse. Die Abendsonne lässt den Samt glänzen, aber er betrachtet nicht mein Kleid. Ich kann seinen Blick auf meinem Hals und meinen bloßen Schultern spüren, eine kalte und doch sengende Berührung auf der Haut, die nicht nur der Wind sein kann. Ich fühle seinen Blick noch, als ich mich brüsk abwende und meiner Schwester und meinem Vater in das Mausoleum des toten Barbarenkönigs folge. Mein Lächeln verlischt, als ich im Burghof fast gegen meinen Vater stoße. Er ist stehen geblieben und starrt mich fassungslos an, dann wird er mit einem Mal totenblass und schnappt nach Luft. Erst bin ich irritiert, aber dann wird mir klar, dass er Liljann und mich ja noch nie in den Ballkleidern gesehen hat, die er für uns gekauft hat. Als wir heute aufgebrochen sind, trugen wir aus gutem Grund bereits die Jagdmäntel, aber jetzt sieht er mich, geschmückt wie eine Frau, nicht wie das Mädchen, das auf der Lichtung kniet und den erlegten Hirschen die Läufe zusammenbindet. Und ihm wird klar, dass ich mein Kleid verändert habe, obwohl er es mir verboten hat. Wie betrogen er sich fühlen muss! Und gleichzeitig steht meine Mutter vor ihm, so, wie er sie kannte, als sie sich in ihn verliebte. Dieser neue Blick von ihm gefällt mir nicht. Heute schimmert der alte Schmerz so deutlich in ihm auf, dass es auch mir wehtut, an meine Mutter zu denken. Ich weiß, dass ich heute ihr Ebenbild bin, darauf habe ich sorgfältig geachtet. Denn alles hängt davon ab, dass auch die Lady es bemerkt.



Ich hoffte, Tajann würde nicht auffallen, dass ich nach dem braunhaarigen großen Soldaten suchte, aber sie beachtete mich gar nicht. Ich entdeckte den Soldaten nicht in der Menge am

Fuß der Treppen – und auch nicht bei den Gebäuden. Keine Ahnung, warum ich hoffte, ihn noch einmal zu sehen. Aber natürlich war er längst in der Kaserne bei den anderen Soldaten, und es war unwahrscheinlich, dass wir uns jemals wieder begegnen würden. Ich wusste nicht, warum es mich traurig machte, einen Fremden zu verlieren. Ich ließ es zu, dass ein Diener mir an der Schwelle den Mantel abnahm und dass eine Frau mich vorsichtig auf Waffen abtastete. Dann trieben wir mit dem Strom der Gäste über den Burghof und dann über gewundene Treppen und labyrinthartige Flure ins Herz der alten Burg. Die Wilen huschten vor uns in den Festsaal. Von außen hatte die Burg eher klein gewirkt. Ich hatte mich gefragt, wie all die Gäste darin Platz finden sollten, aber jetzt staunte ich, wie groß der Festsaal war. Und kein Märchen konnte beschreiben, wie schön er in Wirklichkeit war, ein Ort wie aus Schnee und Eis. Der Marmor trug keine Spuren von Blutvergießen, er strahlte spiegelblank poliert wie ein vereister See. Die Lüster glichen Trauben aus Bergkristall und im Raum stand auch ein silberner Brunnen. Aus geschmiedeten Lilienkelchen floss roter Wein ins Becken. Die Wilen hatten sich sofort auf die Kronleuchter geflüchtet, niemandem fiel auf, wie die Kristallgehänge leicht klirrten und schaukelten. Lichtflecken huschten über die Wandzeichnungen von Hirschen, Bären und Fabelwesen und spielten mit den Schatten der hellbraunen Geweihe gewöhnlicher Hirsche, die an der Wand hinter dem Thron aufgereiht waren.

»Eine richtige Barbarenhöhle«, flüsterte mir Tajann zu und deutete zum Thron des Hirschkönigs. Er erhob sich auf einem Holzpodest aus schwarzer Mooreiche und bestand aus verzahnten Geweihen. Ein Bärenfell auf der Sitzfläche war der einzige Schmuck. Es hieß, die Lady hatte seit der Nacht ihrer Eroberung nichts am Saal verändert. Neben dem Thron wirkte die Reihe goldener Prunksessel im Stil unseres Heimatlandes wie Fremdkörper. *Aber dasselbe gilt ja auch für uns*, dachte ich. Nur die

Gäste aus dem Norden, die gerade in den Saal kamen, passten zu diesem archaischen Prunk. Die traurige Prinzessin war nicht dabei, nur ihre Gefolgsleute reihten sich links und rechts von den Türen auf. Tuscheln füllte den Raum, doch sie erwiderten keinen Blick.

Die Musik und jedes Flüstern verstummten, als die Lady den Raum betrat. Kleider raschelten und breiteten sich wie Blüten auf dem Stein aus, als wir Frauen in einem tiefen Knicks zu Boden sanken. Ich wagte den Blick nicht zu heben, aber wie alle anderen schielte ich zumindest nach dem Rocksäum der Lady. Das Schlagen ihrer Absätze näherte sich wie Peitschenschlag. Die Lady schritt nicht, sie ging wie eine Soldatin, entschlossen und zielstrebig. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie unter dem Kleid ihre mit Metall beschlagenen Reiterstiefel getragen hätte. Mein Herz schlug im Takt mit den schnellen Schritten – und stolperte, als sie abrupt innehielten. Lilienduft schlug mir entgegen, und ich sah aus dem Augenwinkel, wie Tajann neben mir den Kopf senkte. Vor mir schwang der Saum eines roten Kleides, verziert mit weißen Elementen, die auf den ersten Blick wie Elfenbein wirkten. Und sich auf den zweiten Blick als winzige, polierte Knochenstücke entpuppten. Ich schluckte. *Es stimmt also doch, was man über die Lady sagt.*

Jetzt hörte ich nur noch das Flüstern der Wilen und das Plätschern des Weinbrunnens. Der ganze Raum hatte den Atem angehalten.

»Steh auf«, sagte eine leise, scharfe Stimme.

Mir wurde heiß. *Meint sie mich?* Aber da schleifte schon Samt über Marmor und meine Schwester stand neben mir auf.

»Tajann VanTorra«, sagte sie. Offenbar ihre Antwort auf die stumme Frage der Lady.

»Du bist also die Erstgeborene, die mein Jäger vor mir und der Welt in seinem Waldhaus versteckt«, sagte die Lady.

»Tajann ist meine Zweitgeborene, Mylady«, erwiderte unser

Vater an Tajanns Stelle. »Meine ältere Tochter ist diese hier, sie heißt Liljann.«

»Dich habe ich nicht gefragt, Velender.« Es klang zwar freundlich, aber ich konnte spüren, wie alle Gäste im Raum angespannt verharren. »Liljann!«

Das war ein Befehl. Meine Wangen glühten und als ich aufstand, zitterten meine Knie. Nicht nur wegen der Lady, es war auch eine Qual, dass alle mich neugierig musterten. In dem weit ausgeschnittenen Kleid fühlte ich mich entblößter denn je, obwohl ich mir einen Schleier wie ein Schaltuch umgelegt hatte. Die Lady überragte mich um einen ganzen Kopf. Ihr fuchsblondes Haar fiel ihr offen über die Schultern. Und ihre Augenklappe war mit einem Rubinauge geschmückt, das mich anzustarren schien.

»Wie alt bist du?«

»Sechzehn, Herrin.«

»Und du lebst immer noch in deinem Elternhaus? Was hast du vor, Velender? Deine Töchter für dich zu behalten wie ein Geizhals, der sein Geld vergräbt?«

Vorsichtiges Lachen wurde in den Reihen laut und verebte wieder. Die Lady wartete auf eine Antwort.

»Mylady«, sagte Vater leise, aber mit fester Stimme. »Liljanns Weg würde ins Grauland führen. Und es will gut überlegt sein, ob es nicht ein Todesurteil wäre, sie allein und schutzlos den Raubtieren zu überlassen.«

Die Lady runzelte verständnislos die Stirn. »Aber den Weg hat sie doch selbst gewählt. Und du willst ihr das eigene Schicksal vorenthalten?«

Unser Vater straffte die Schultern. »Bei allem Respekt«, sagte er sehr höflich. »Als Vater halte ich meine Hand über meine Töchter.«

Mein Herz stolperte vor Angst. Die Lady mochte es nicht, wenn man ihr widersprach. Aber sie nickte.

»Natürlich ist es dein gutes Recht als liebender Vater, deine Kinder auch bis zu deinem Tod an dein Haus zu binden, wenn du es für richtig hältst.« Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Tajann die Hände fester um den Fächer krampfte. »Es gab solche Fälle, zumindest wird das erzählt. Aber bedenke, dass du dich damit an deinen Kindern versündigst – und an deiner Heimat und deinem Volk. Es ist nicht nur eine Tradition, die man mit Füßen treten kann, wenn es einem beliebt. Es ist der Grundstein unserer Ordnung. Wir sind Eroberer, Velender. Ein stolzes Volk, das nur stark und mächtig sein kann, wenn es wächst und neue Gebiete einnimmt. Unsere Ordnung und unsere Stärke gründen darauf, dass wir unsere erste Generation in den Dienst unserer Zukunft stellen. Das gilt für uns Hochgeborene – aber auch für den Niedersten von uns.«

Vaters Kiefermuskeln spannten sich an, aber er sagte nichts.

«Die Erstgeborenen haben die Ehre, vorangehen zu dürfen«, fuhr die Lady fort. »Hätten meine Eltern mich aus falsch verstandener, selbstsüchtiger Liebe an ihr Haus gekettet, wo wäre ich dann heute? Sicher nicht die Herrin eines eigenen Landes. Junge Menschen brauchen Gefahren, nur daraus allein kann Neues entstehen, alles andere führt zu Verweichlichung und schließlich zum Untergang aller. Adler werfen ihre Jungen aus dem Nest, damit sie fliegen, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ein Fluss bahnt sich den Weg stets nach vorne. Stehende Gewässer werden nur zu Sümpfen und bringen Fäulnis und Tod. Und ein Feuer erstickt an seiner eigenen Asche, wenn es sich nicht ausbreiten darf.« Sie machte eine kunstvolle Pause, in der die Stille zu dröhnen schien. »Aber ich verstehe dich natürlich, Velender«, sagte sie dann freundlicher. »Du fürchtest um deine Tochter. Doch wenn das Grauland wirklich stärker ist als Liljann, dann ist ihr früher Tod nun einmal ihr Schicksal. Denn dann hast du sie nicht gut genug gelehrt, wie man kämpft, sich wehrt und überlebt. Nur die Schwachen sind dem

Untergang geweiht und das ist richtig und gut so. Ein Rudel schützt keinen dreibeinigen Wolf und wir keine Erstgeborenen, die unfähig sind, sich einen neuen Platz in der Welt zu erobern.«

Ich versuchte mir nicht anmerken zu lassen, dass mir bei diesen Worten kalt und elend geworden war. Die ganze Freude über das Fest war verweht. Denn noch nie war mir so bewusst geworden, wie wenig mein Leben zählte. Ich sah zu meiner Schwester, hoffte auf einen tröstlichen Blick, aber Tajann sah betont weg und tat so, als würde sie es nicht bemerken. *Heuchlerin*, dachte ich.

Ohne Eile musterte Lady Jamala nun mich. Manche behaupteten, sie hätte immer noch zwei Augen. Seit jeher hätte sie nämlich ein drittes, unsichtbares Auge auf ihrer Stirn. Damit blicke sie uns in die Seele und erkenne Verrat. Vielleicht senkte ich deshalb sofort den Blick. Weil ich an die Scheiterhaufen dachte, die sie für Menschen errichten ließ, die sich an Hexerei versuchten – oder Gespenster sahen, so wie ich.

Heute weiß ich es besser. Könnte Lady Jamala nämlich wirklich Verrat sehen, dann hätte sie meine Schwester noch an diesem Abend töten müssen. Und nicht nur sie.

Andererseits: In Bezug auf die, die wir lieben, sind wir immer blind.

»Jedenfalls freue ich mich, endlich die Töchter meiner mutigen Lida kennenzulernen«, fuhr die Lady fort. »Ich kannte eure Mutter gut – sie liebte genau dieses Blau, das du trägst, Tajann. Als ich dich eben sah, dachte ich, sie wäre von den Toten zurückgekehrt, so ähnlich bist du ihr!«

»Danke, Herrin«, antwortete Tajann mit ungewohnt sanfter Stimme. »Es ist eine Ehre, es aus Eurem Mund zu hören.«

Die Lady lachte. Es war ein raues, gewöhnliches Lachen. *Soldatenschritte, Soldatenlachen*, dachte ich voller Unbehagen.

»So sittsam und leise, Lidastochter?«, sagte die Lady spöt-

tisch. »Täusch mich nicht, Tajann, ich sehe das Feuer in deinen Augen. Und ich will nicht, dass du dich bei mir verstellst. Lügner habe ich genug um mich.«

Sie streifte mich mit einem strengen Seitenblick, und ich fürchtete schon, dass sie mich durchschaut hatte. Ich wünschte, die Wilen wären wenigstens heute einfach verschwunden, aber sie taten mir den Gefallen nicht. Im Gegenteil: Sie waren von den Leuchtern geklettert und umringten die Herrscherin, betrachteten die weißen Zierplättchen, die an ihren Prunkharnisch genäht waren. *Nicht hinsehen*, befahl ich mir. *Lass dir nicht anmerken, dass du etwas wahrnimmst*. Also starrte ich auf den Harnisch der Lady, als würde er mich wirklich interessieren. Ich hatte lange genug mit Hirschknochen zu tun, um zu erkennen, dass auch diese Zierelemente kein Elfenbein waren. Zum Glück war wenigstens das Diadem in ihrem Haar nicht mit Knochen und Zähnen geschmückt, wie Mila behauptete. Es waren Perlen aus Bergkristall und drei große Diamanten – einer für jedes ihrer Kinder, so hatte es mir meine Mutter erzählt.

Die Lady lächelte Tajann wohlwollend zu. »Komm beim siebten Tanz zu mir, ich will mich mit dir unterhalten.«

»Gerne, Herrin!«

Das Lächeln der Lady wurde merklich kühler, als sie sich an unseren Vater wandte. »Du bist doch damit einverstanden, dass deine Töchter bis zum Ende des Festes meine Gäste sind?«

Das bedeutete, wir würden bis morgen in der Burg bleiben müssen.

Unser Vater war blass geworden. Tuscheln und Raunen rauschte im Saal auf, weil er zögerte. Tajanns Knöchel waren ganz weiß, und ich ertappte mich dabei, wie ich insgeheim hoffte, dass unser Vater Nein sagen würde. Aber natürlich nickte er. Er musste es.

»Es ist uns eine Ehre«, murmelte er.

Die Herrscherin schenkte ihm ein frostiges Lächeln.

»Wie schön. Dann seid willkommen, Mädchen. Und du, Velender, verlässt diesen Festsaal. Jetzt.«

Diesmal wagte niemand zu tuscheln. Sogar die Wilen erstarrten.

»Aber ... Mylady«, begann unser Vater. Ein strenger Wink ließ ihn sofort verstummen.

»Warum so erstaunt, Velender? Hast du meine Einladung nicht genau genug gelesen? Sie richtete sich ausschließlich an deine Mädchen, es war ein Zugeständnis meinerseits, dass du als ihre Begleitung überhaupt in die Zitadelle durftest. Aber ich verstehe deine Sorge natürlich. Und es ehrt dich, dass du aus deinen Fehlern gelernt hast und deine Töchter besser beschützen willst, als du es einst bei deiner Frau getan hast. Doch bei mir sind sie in Sicherheit. Oder hältst du mich für ein blutgieriges Untier mit Reißzähnen und Krallen?«

»Natürlich nicht«, sagte unser Vater tonlos. Jetzt war ich es, die kaum zu atmen wagte. Plötzlich verstand ich, warum mein Vater ein Ausgestoßener war und nach dem Tod unserer Mutter aus der Stadt verbannt worden war. Ich hatte nie gewusst, dass die Lady ihm die Schuld am Tod unserer Mutter gab.

»Dann sind wir uns ja einig, Hirschjäger. Aber die Mädchen werden jemanden brauchen, der sie nach dem Fest wieder nach Hause begleitet, deshalb gestatte ich dir ausnahmsweise, in der Zitadelle zu bleiben. Du kannst draußen unter freiem Himmel mit meinen Soldaten feiern. Es wird dir sicher gefallen: Man sagte mir, es gibt Bärenfleisch am Feuer.«

Es tat mir fast körperlich weh zu sehen, was für ein Schlag dieser Satz für unseren armen Vater war. Auch Tajann biss sich auf die Unterlippe und wir dachten wohl beide an dasselbe: die blutige Jagdkleidung unserer Mutter, zerfetzt von Bärenklauen.

»Worauf wartest du?«, fragte die Lady gefährlich leise.

Vater warf uns einen Blick zu, in dem seine ganze Demütigung glomm, dann verbeugte er sich und verließ den Saal. Auch

die Wilen blickten ihm ernst nach, bis die Tür sich hinter ihm schloss. Dann begannen sie sich schamlos darüber zu freuen, dass Tajann frei war.

»Deine Mutter war eine wunderbare Tänzerin«, wandte sich die Herrscherin an Tajann – freundlich diesmal, mit echter Wärme. Damals lernte ich zum ersten Mal, dass sie ein Schwert mit zwei Schneiden ist – die eine rettet dich, aber die andere tötet ohne Gnade. Freundschaft und Feindschaft – dazwischen gibt es bei ihr nichts.

»Ich will, dass du und auch deine Schwester wenigstens heute so glücklich und unbeschwert seid wie eure Mutter einst«, fügte sie – wieder nur an Tajann gewandt – hinzu. »Und dass ihr tanzt – bis zum Ende der Roten Nacht.«

Den letzten Satz sagte sie eine Nuance lauter. Ich konnte fühlen, wie er sich einer Welle gleich durch den Thronsaal fortsetzte. Jeder Mann im Raum hatte verstanden. Mindestens zweihundert Augenpaare richteten sich auf uns. Mir wurde siedend heiß, und ich zog den Schleier enger um Hals und Schultern, als könnte ich mich dahinter verstecken. Aber Tajann, die vorhin meinem Blick so geschickt ausgewichen war, lächelte mir jetzt von der Seite strahlend zu, ohne einen Gedanken an unseren armen Vater zu verschwenden. Vielleicht begriff ich damals schon, welches Spiel sie an diesem Abend spielte, anders kann ich es mir nicht erklären, dass ich plötzlich so wütend auf sie war.

Alle erhoben sich, sobald die Lady mit einem Glas in der Hand vor dem Hirschthron stand. Im Kristalllicht glühte der rote Wein dunkel wie Blut. »Heute ist ein Festtag«, sagte sie in den Raum. »Wir feiern den Jahrestag unserer Dynastie.« Sie hob das Glas an die Lippen und trank einen Schluck. »Auf Ende und Neubeginn«, rief sie dann und schmetterte das Glas auf den Boden. Wein spritzte über den makellosen Marmor wie das Blut des Hirschkönigs.